
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 252 Bydgoszcz / Bromberg, 3. November 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

3.

Martha Flink hat aufgeräumt, sie hat auch wieder frisches Wasser aufgestellt, das braucht man jetzt von Stunde zu Stunde, und nun sitzt sie auf einem Stuhl zwischen dem Fenster und Britas Bett, hat ihre knöchernen Hände über den Schoß gefaltet und schaut auf die beiden.

Brita schläft.

Ihr Atem geht unregelmäßig, ihr Gesicht zuckt von Zeit zu Zeit zusammen wie in einem Schreck. Dann glätten sich die Züge wieder eine Weile.

Das kleine Wesen, das neben ihr liegt und das von Martha Flink eingehüllt worden ist, daß man kaum die Nasenspitze sieht, benimmt sich sehr brav und artig. Nur hier und da ertönt ein dünnes Wimmern und dann beugt sich Martha Flink über Brita hinweg und zupft die Decke über dem Gesicht des Kindes zurecht, damit nur ja kein Lufthauch darankommen könne, und sie denkt gar nicht daran, daß die Fransen dieser Decke das Kleine kitzeln könnten.

Dann ist es wieder für einige Zeit still und ruhig und Martha Flink hat nichts anderes zu tun als zu schauen.

Sie reibt sich zufrieden die Hände. Es ist hier wirklich schön warm. Und so schön ruhig! Und hier wird man nicht gestört, hier ist es nicht wie bei anderen Leuten, wo wer weiß wieviel Menschen im Zimmer herumkrabbeln, da schlafen die einen noch am Boden, während die anderen schon wieder von der Arbeit heimkommen und ihre Mäntel und Mützen immer gerade dorthin werfen, wo man eben eine Schüssel hinstellen wollte. Da muß man ja oft die Kinder im Arm abwaschen, weil man auch nicht das kleinste Plätzchen hat, wo man es hinlegen kann! Und die Leute reden und schreien und das Kind schreit dann natürlich auch und am Schluß weiß man überhaupt nicht mehr, wer jetzt geschrien hat. Und dann sucht man das Handtuch, das hat natürlich schon wieder einer weggenommen, der jetzt von der Arbeit gekommen ist und sich wenigstens das Gesicht abwaschen will, und dann steht man da und darf seine Schürze nehmen und die ist doch schon ganz naß, weil das Wasser von dem Kind bereits daran heruntergelaufen ist, man darf sie oft richtig auswinden und das muß man dann mit der einen Hand tun und niemand hilft einem dabei und am Schluß sind die ganzen Kleider feucht und da muß man dann durch die kalten Straßen heimlaufen und da soll man sich dann wundern, wenn man allmählich ein Reißen in den Knochen bekommt.

Da ist es hier doch ganz anders, das ist ja, wenn man es richtig bedenkt, ein reines Paradies. Hier hat man doch wenigstens ein paar Stühle, wo man die Schüsseln hinstellen kann, man kann das Kleine sogar in eine richtige Blechwanne legen und kann es nachher auf dem Tisch wickeln und da wird man nicht angestoßen und niemand schreit, diese junge Frau hat es wirklich schön.

„Martha!"

Sie war also jetzt so sehr versunken, daß sie gar nicht gemerkt hat, daß die junge Frau wach ist. Sie fährt auf, als wenn sie aus dem Schlaf geweckt worden wäre.

„Martha, ich habe Durst!"

Martha geht in die Küche hinaus und holt ein Glas Tee und legt ihren dürren, aber kräftigen Arm um Britas Nacken und hält ihr das Glas mit der linken Hand an den Mund.

Brita schlürft einige Schluck Tee und läßt ihren Kopf zur Seite sinken und schaut auf das kleine Bündel, das neben ihr liegt. Martha Flink folgt Britas Augen.

„Es ist schade", sagt Martha, „daß wir es nicht wiegen können. Es ist ein kräftiges Kind und ich glaube, daß es doch sechs oder sieben Pfund wiegt, ich habe das so im Gefühl."

„Sechs oder sieben Pfund?" Brita lächelt.

„Ja, es trägt sich so."

Brita schaut in die Augen Marthas und schaut sie lange an. Gerade als ob sie über einen plötzlichen Einfall nachdächte.

„Wollt Ihr noch etwas haben? Noch einen Schluck? Tee ist immer das Beste und ich habe viel Zucker daran gemacht, Ihr habt ja soviel schönen Zucker wie ich ihn schon lange nicht mehr gesehen habe!"

„Nein, Martha", — Brita legt den Zeigefinger der rechten Hand an ihre Lippen, sie denkt also wirklich über etwas nach. Sie versucht, den Kopf zu schütteln.

„Martha, sag einmal, ich denke da gerade über etwas nach. Aber das weißt du vielleicht besser als ich, ich kann mich wirklich nicht mehr daran erinnern, ich weiß nur noch ganz dunkel, daß ich das einmal in meiner Jugend gehört habe, aber ich weiß nicht, wie das geht."

„Was wollt Ihr denn haben?" Martha setzt sich jetzt und hält das halbvolle Glas behutsam in ihren Händen.

„Martha, ich weiß ja, daß du nicht so bist wie die anderen alten Weiber, die nur zu einem kommen, damit sie überall die Nase hineinstecken können und alles beschnüffeln, und dann um die Ecke laufen und erzählen, was sie alles gesehen haben —"

Über Martha Flinks Gesicht huscht ein Lächeln. Sie schüttelt den Kopf.

„Ich kann Euch nur sagen, daß ich viel von der Welt gesehen habe und daß ich viel weiß davon, wie die Menschen glücklich sein können, aber auch, wie sie ins Unglück gestürzt werden. Und da habe ich immer gesehen, daß am meisten die Zunge daran schuld ist. Die Menschen können nicht umgehen mit ihrer Zunge.

„Martha, du mußt mir in die Hand versprechen, daß du zu niemandem etwas sagst, was ich jetzt von dir wissen will."

Martha Flink gibt ihr die Hand.

„Auch zu meinem Mann nicht!"

Martha Flink schüttelt den Kopf.

„Siehst du, Martha, ich weiß nicht, wie du selbst darüber denkst und ich will es auch gar nicht wissen. Ich weiß auch, daß du es mir nicht sagen würdest, und da hast du recht."

Brita macht eine Pause und schaut zur Decke hoch.

„Ich selbst habe ja auch in den ganzen letzten Jahren wenig darüber nachgedacht und ich weiß eigentlich auch jetzt noch nicht recht, was ich zu all diesen Dingen sagen soll. Aber es kann ja doch möglich sein, daß etwas daran ist, sonst würde es ja nicht ein großer Teil der Menschen machen. Und ich habe eigentlich Angst davor, wenn ich das jetzt nicht auch machen würde. Ich weiß nicht, was heute mit mir ist. Ich denke heute an so vieles aus meiner Jugend, man sollte das natürlich nicht, es ist unvernünftig, aber ich kann nichts dafür. Ich hätte vielleicht noch vor einem Jahr selbst darüber gelacht, wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich einmal doch wieder daran denken werde."

Brita hält wieder ein und sucht mit den Händen nach dem Taschentuch. Martha Flink reicht es ihr. Brita fährt sich damit über die Stirn und man sieht jetzt ihre Augen gar nicht mehr.

„Nun weiß ich aber nicht, wie das geht — du bist doch evangelisch, Martha?"

„Ja, so bin ich getauft und konfirmiert worden." Martha seufzt.

„Da mußt du doch auch gehört haben, daß man ein Kind ohne den Pfarrer taufen kann?"

Brita hält immer noch ihr Taschentuch vor das Gesicht.

In Martha Flinks Augen leuchtet ein Lächeln auf.

„Das meint Ihr also!"

Martha Flink schaut auf das kleine Bündel.

„Martha, du hast mir versprochen, es niemandem zu sagen!" In Britas Stimme zittert Angst. Eine leichte Röte liegt jetzt auf ihren Wangen.

„Ich habe natürlich auch so etwas gehört", sagt Martha Flink und fährt sich mit ihrer Hand an die Stirn, „aber —".

„Nottaufe heißt es", unterbricht sie Brita.

„Nottaufe, ja Nottaufe. Das kann man machen, wenn man Angst hat, daß das Kind stirbt, jetzt weiß ich es wieder. Ich habe es in meinem ganzen Leben nicht gesehen, ich weiß nicht, was man da macht." Martha Flink schüttelt den Kopf.

„Man wird es wohl so machen wie in der Kirche — warst du nie bei einer Taufe dabei?"

„Freilich."

„Martha, schnell hilf mir, wir taufen das Kind, bevor mein Mann heimkommt, er darf es nicht wissen, er bekäme sicher Angst, ich kann es ihm später einmal sagen!" Die Wangen Britas werden immer röter, ihre Augen glänzen wie im Fieber.

„Wir taufen dich" — sie sagt wir, als ob sie sich scheue, diese Handlung allein zu vollziehen — „Gösta Axel, im Namen der — nein, im Namen Gottes und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Die Einnerungen der Jugend mochten in diesem Augenblick plötzlich und gewaltsam hervorgebrochen sein, daß sie nicht, wie Martha Flink ihr das gesagt hatte, nur von dem „Namen der heiligen Dreieinigkeit" überhaupt gesprochen hatte.

Die paar Tropfen des warmen Wassers, das Brita auf den Kopf des Kleinen hatte träufeln lassen, hatten ein verstärktes Wimmern ausgelöst.

Schnell trocknete Martha Flink das Wasser wieder ab und legte das kleine Bündel an den früheren Platz zurück.

Brita schließt die Augen und auf einmal wird ihr Körper von einem unaufhaltsamen Weinen und Schluchzen geschüttelt. Sie sucht das Taschentuch, findet es und läßt es wieder aus den Händen gleiten. Die Hände scheinen keine Kraft oder keinen Willen mehr zu haben, das Gesicht zu verbergen.

Besorgt eilt Martha Flink zu ihr hin und streichelt ihr mit verlegenen Bewegungen über die Stirn. Jetzt sucht Britas rechte Hand die knöcherne und ausgetrocknete Hand dieser alten Frau und preßt sie an ihre Stirn, als wenn sie in ihrem Druck Linderung fände.

Langsam werden die Bewegungen des Körpers ruhiger, das Schluchzen verstummt wieder und nur die Tränen rinnen über die Wangen herunter.

Martha Flink wirft auf einmal den Kopf hoch, sie lauscht gespannt —

„Es hat jemand geklopft —"

Martha Flink zieht ihre Hand von Britas Stirn weg und wendet ihr Gesicht zur Küche.

Brita nimmt ihr Taschentuch und trocknet ihre Augen.

Es klopft wieder, einige Male, immer fester.

Die beiden Frauen sehen sich verwundert an und nun geht Martha Flink in die Küche hinaus und öffnet die Tür.

Da steht die junge Russin, die im Zimmer gegenüber wohnt, und hinter ihr stehen zwei männliche Gestalten.

„Ist Genossin Lundström zu sprechen?" fragt die Russin.

„Sie ist soeben ins Wochenbett gekommen." Martha Flink schaut verwundert auf diesen unerwarteten Besuch.

„Das hilft alles nichts —", hört Martha Flink den einen der Männer sagen.

„Wir sind", sagt die Russin mit freundlicher Stimme, „hier im Auftrage der Staatspolitischen Verwaltung und müssen nur eine kleine Haussuchung halten, wir stören die Genossin Lundström durchaus nicht, wir machen es schnell."

Martha Flink macht ein erschrockenes Gesicht, aber schon überschreiten die drei die schmale Schwelle und ehe ihnen Martha Flink zuvorkommen kann, stehen sie in der Küche, die Russin als erste, sie steht schon an der Tür zu dem Zimmer, aus dem sie Brita mit großen starren Augen ansieht.

Die Russin wendet sich zu ihren beiden Begleitern und flüstert ihnen etwas zu. Die beiden bleiben am Herd stehen und schauen sich in der Küche um.

Die Russin geht in das Zimmer hinein.

„Sie müssen entschuldigen, Genossin Lundström", sagt sie in sehr liebenswürdigem Ton, daß wir Sie stören, aber es ist unsere Pflicht. Ich sehe, Sie haben entbunden, da darf ich Ihnen wohl meine Glückwünsche zu — ist es ein Bub oder ein Mädchen?"

Brita gibt keine Antwort. Sie schaut in starrer und fassungsloser Verwunderung auf die Russin.

„Nun — also" — die Russin schaut sich im Zimmer um und zieht ihre Handschuhe dabei aus — „um es Ihnen kurz zu sagen, Genossin, die neue Regierung der karelischen Republik, die sich heute konstituiert hat, und ihr Zentralexekutivkomitee waren gezwungen, neben dem Genossen Silving und einigen anderen Genossen, auch Ihren Mann auf einige Zeit des Landes zu verweisen —".

Die Russin sieht, wie die fieberhafte Röte, die eben noch auf Britas Wangen gelegen war, plötzlich weicht, wie das ganze Gesicht weiß und blutleer wird.

„— es ist nicht schlimm, Sie brauchen sich darüber durchaus nicht aufzuregen, es kann möglich sein, daß die Frist begrenzt wird, es kann aber auch möglich sein, diese Sache wird erst in den nächsten Tagen entschieden, daß Sie ihm später folgen können, vorher allerdings" — die Russin schaut in die Küche hinaus, wendet ihr Gesicht aber gleich wieder Brita zu, sie spricht sehr laut, als ob sie einen großen Wert darauf lege, daß die beiden Genossen von der GPU auch jedes ihrer Worte hörten — „werden Sie einige Zeit unter meiner persönlichen Obhut bleiben. Sie sehen, daß die Staatspolitische Verwaltung Ihnen gegenüber, besonders auch wegen des Zustandes, in dem Sie sich befinden, die größte Rücksicht walten läßt und ich möchte hoffen, daß Sie mir meine Aufgabe in keiner Weise erschweren. Die Staatspolitische Verwaltung würde sich dann zu Maßnahmen gezwungen sehen, bei deren Anwendung die Rücksichtnahme auf Ihr Geschlecht und auf Ihr Kind im Interesse der Revolution nicht die geringste Rolle spielen dürfte. Ich hoffe, daß Sie diese Rücksichtnahme zu schätzen wissen, die gerade darin zum Ausdruck kommt, daß Sie in der nächsten Zeit in die Obhut einer Geschlechtsgenossin kommen. Sie wissen ja, wie ich heiße."

Nun legt die Russin ihre Handschuhe auf das Bett.

„Eine Formalität, die mit jeder Landesverweisung verknüpft ist, ist natürlich die, daß wir eine kleine Haussuchung veranstalten müssen, bleiben Sie ruhig so liegen, ich werde Sie nicht im geringsten belästigen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Jägerin aus Kurpfalz . . .

Frauen kämpfen gegen Wilderer, Bären und Elefanten.

Von Richard Brünotte.

Es ist still geworden um die Frauen, die auf den Spuren der Amozonen wandeln. Von den verschiedenen Kriegsschauplätzen der Gegenwart scheint die waffentüchtige Weiblichkeit verschwunden zu sein. Aber ein anderer Typ lebt noch: Kürzlich hat man einer sibirischen Jägerin zu ihrem 83. Wiegenfest den Titel der „Großen Jägerin" feierlich verliehen. Und sie darf den Beinamen mit Recht führen, hat sie doch nicht weniger als tausend Bären in die ewigen Jagdgründe befördert. Hinzu kommt manches Renntier und manches Füchslein, das sie im Laufe der letzten dreizehn Jahre mit wohlgezieltem Schuß erledigte. Denn erst von ihrem siebzigsten Lebensjahre ab führt die Alte das Gewehr. Erst seitdem sie sich auf ihrem einsamen kleinen Gehöft von Bären bedroht fühlt, schwingt sie die Waffe. Und sie scheut auch gar nicht davor zurück, ihrer zottigen Beute das Fell über die Ohren zu ziehen und alle die Obliegenheiten zu erfüllen, die nun einmal mit der Bewirtschaftung ihres Anwesens verbunden sind.

Heute singen wir mit Begeisterung das schöne Lied vom Jäger aus Kurpfalz. Und auch die zünftige Wissenschaft beschäftigt sich mit gebührendem Ernst mit dem Leben dieses berühmten Mannes. Wer aber weiß, daß es auch eine Jägerin aus Kurpfalz gegeben hat! Es ist nicht einmal sehr lange her, daß sie ihrer Verdienste wegen mit einem Diplom geehrt wurde. Das war Frau Klara Luns, Besitzerin des Hofes Monbijou unweit des Rheins. Und der landwirtschaftliche Kreisausschuß zeichnete sie im Jahre 1908 auf diese Weise aus. Im heutigen Österreich gibt es gar eine mit Fug und Recht ihres Amtes waltende Försterin. Frau Liesl Nemeschek steht in den Diensten des Stifts Lilienfeld. Sie haust mutterseelenallein in einer abgelegenen Waldhütte und nimmt es ernst mit ihrer Pflicht. Das hat schon mancher Wilderer erfahren müssen, den die zarte, aber feste Hand beim Kragen nahm.

Liesl Nemeschek wurde zur Försterin, als sie ihren Mann durch den Tod verloren hatte. Ähnlich, wenn auch weit aufregender war das Schicksal von Osa Johnson. Die Kunde davon war eine Zeitlang in aller Munde, als die Frau gemeinsam mit ihrem Mann einen Flugzeugunfall erlitt, der den unglücklichen Martin tötete. Die überlebende Ehegattin kam mit einigen Knochenbrüchen davon. Sie hatte ihren Mann schon als Schulmädchen kennen gelernt. Er und der berühmte Jack London waren auf einer Vortragsreise nach Kansas gekommen. Dort trat Martin Johnson in einer Schule auf. Bald darauf traf er mit einer seiner jungen Hörerinnen in einer Gesellschaft zusammen. Und seine abenteuerlichen Berichte begeisterten das Mädchen so sehr, daß ihn Osa auf seiner nächsten Expedition nach Afrika begleitete — als seine Frau. Der Forscher soll es dann mehr als einmal der Klugheit und der sicheren Kugel seiner Lebensgefährtin zu verdanken gehabt haben, daß er noch mit heiler Haut davonkam. Denn wenn die beiden auch keine schlimmeren Absichten hatten als die Verfilmung der Tierwelt, so gerieten sie doch oft genug in Gefahr, sei es durch blutdürstige Kannibalen, sei es durch anstürmende Elefanten oder andere wilde Tiere. Und nun hat man der Frau die Führung einer neuen Expedition anvertraut. Nicht nur die Führung . . . Denn da Osa Johnson die einzige Weiße ist, die in dem betreffenden Gebiet die Jagd ausüben darf, so hat sie mit ihrer Waffe auch für die Beschaffung des Fleisches zu sorgen, das die 214 Menschen der Expedition auf den Tisch bekommen.

Während sich Osa Johnson im östlichen Afrika aufhalten wird, schwingt in der Gegend von Kamerun Mabel Severs aus Oxford die Elefantenbüchse. Wenn man den Berichten glauben darf, die sich mit ihren Abenteuern beschäftigen, dann kann diese junge Dame — sie zählt an die dreißig Lenze — der Hochachtung ihrer männlichen Kollegen sicher sein. Aufregend ist vor allem das Erlebnis, das ihr kürzlich auf der Elefantenjagd widerfuhr. Die Neger hatten den Bullen seit Wochen verfolgt. Nun heftete sich Mabel an seine Fersen. Eines Tages gelang es ihr, in unmittelbare Nähe des Tieres zu kommen. Aber die Herde hatte ein sicheres Versteck erwählt, einen Sumpf, der nahezu unzugänglich war. Die Jägerin benutzte die Nacht, um sich an das riesige Wild heranzuarbeiten. Im Mondlicht konnte sie endlich den Schuß anbringen. Aber die Kugel hatte schlecht getroffen. Der Bulle, der nur verwundet war, stürmte voller Wut auf die unglückliche Frau los. Schon gab sie sich verloren — da kam unerwartete Hilfe: Der Elefant geriet in eine sumpfige Stelle und sank tief ein. Aber auch die Jägerin konnte sich in dem zähen Erdreiche nicht rühren, und zu schießen vermochte sie nicht, weil das Tier nicht die tödlich verwundbare Stelle wies. Die Begleiter der Engländerin waren geflohen, und sie mußte mit Grauen sehen, wie der Elefant sich verzweifelt abmühte, dem Schlamm zu entkommen und endlich die Feindin zu erreichen. Stundenlang dauerte der entsetzliche Zustand. Die Frau gab für ihr Leben keinen Pfifferling. Da glückte es ihr, einen Baumstam zu sich heranzuziehen und sich mit dessen Hilfe emporzuarbeiten. Der Morgen graute — da hatte der Elefant es geschafft: Er war frei, und er schickte sich eben an, sich auf seine Widersacherin zu stürzen, da konnte Mabel im letzten Augenblick das Gewehr an die Wange reißen. Diesmal war es ein Treffer . . .

Neuer Glanz im Himmelsbild.

Der Sternenhimmel im November.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Die Fixsterne beginnen im November sich in jenem vielgestaltigen Glanz zu zeigen, der dem winterlichen Himmelsbild sein Gepräge gibt. Besonders auf der Ostseite des Firmaments tritt das in Erscheinung, denn hier steigen die im Sommer unsichtbaren eindrucksvollen Konstellationen wie Orion, Zwillinge und Kleiner Hund über den Horizont. Anfang des Monats um 23 Uhr, Monatsmitte um 22 Uhr, Monatsende bereits um 21 Uhr sind sie gerade im Aufgang begriffen, und noch hat Orion, der durch die drei in einer Linie stehenden Sterne seines Wehrgehänges und durch die hellen Lichtpunkte Beteigeuze (links oben) und Rigel (rechts unten) so sehr auffällt, nicht seine gewöhnliche senkrechte Stellung eingenommen, sondern steht schräg zur Gesichtslinie. Über ihm funkeln — immer zur angegebenen Abendzeit — die Sterne des Stiers: der rote Aldebaran, an den sich, einem V ähnlich, die Sterngruppe der Hyaden anschließt, und rechts oberhalb davon flimmert das Siebengestirn, das ebenfalls zu diesem Bild gehört. Noch höher hinauf folgen der Fuhrmann mit der gelben Capella, die durch ein dicht bei ihr stehendes Dreieck — der Sage nach das Zicklein, das der mitleidige Kutscher auf dem Arm trägt — leicht zu erkennen ist, und der schöngeschwungene Bogen des Perseus. Der Stern rechts außerhalb seiner Reihe ist Algol, der Veränderliche, dessen Lichtwechsel sich am leichtesten verfolgen läßt, da die Periode seiner Helligkeitsschwankungen nur 68 Stunden beträgt.

Um den höchsten Himmelspunkt, das Zenith, gruppieren sich die Bilder Kassiopeia und Andromeda, das erste in Form eines W, das zweite eine langgestreckte Sternreihe, die nach Südwesten in das Viereck des Pegasus ausläuft. Am Südhimmel sind wohl viele Sterne zu sehen, doch keine markanten treten darunter hervor. Widder, Fische, Walfisch, Wassermann füllen diesen Himmelsraum, und nur ganz tief in den Dünsten des Horizontes funkelt ein Stern erster Größe: Fomalhaut im Südlichen Fisch. Im Westen ist der Adler mit dem weißen Atair im Versinken. Erst im nächsten Mai werden wir ihn abends wiedersehen. Herkules, weiter nördlich, trifft das gleiche Schicksal. In den höheren Teilen dieser Himmelsgegend ist der Schwan als großes aufrechtstehendes Kreuz und die kleine Leier mit der hellen Wega zu finden, während nach Nordosten zu Großer und Kleiner Bär mit dem dazwischenliegenden Drachen folgen.

Von besonderen Erscheinungen ist der Sternschnuppenschwarm zu erwähnen, der in den Nächten zwischen dem 10. und 18. sichtbar wird. Er trägt den Namen „Leoniden", weil der Punkt seiner scheinbaren Ausstrahlung im Löwen liegt.

Die Planeten sind im November nicht mehr in der günstigen Sichtbarkeit wie im Vormonat. Bei allen ist die Beobachtungsmöglichkeit zeitlich eingeschränkt. Am meisten fällt das bei Venus in die Augen, die kaum noch zwei Stunden als Morgenstern im östlichen Dämmerungshimmel strahlt. Auch der Abendstern, dessen Rolle Jupiter übernommen hat, geht wie der links oberhalb von ihm rötlich glänzende Mars gegen 20 Uhr — also bald nach Eintritt der Dunkelheit — unter. Beide Wandelsterne bilden am 8. und 9. einen schönen Anblick, wenn die abnehmende Mondsichel an ihnen vorüberzieht. Saturn läßt in der ersten Nachthälfte sein fahlgelbes Licht in halber Höhe des Südwesthimmels leuchten, um Anfang des Monats gegen 8 Uhr, zuletzt schon gegen 1 Uhr unter dem Gesichtskreis zu verschwinden. Merkur bleibt unsichtbar, während von den äußersten Planeten Uranus die ganze Nacht im südlichen Teil des Widders, Neptun ab 1 Uhr im Löwen mit kleinen Gläsern zu finden ist.

Die Sonne tritt am 23. aus dem Tierkreiszeichen des Skorpions in das des Schützen. Sie steigt dabei immer tiefer unter den Himmelsäquator, ihr Tagbogen verkürzt sich ständig weiter, und somit wird die Nacht immer länger. Am 1. währt die Dunkelheit (in Hannover) 14 Stunden 34 Minuten, am Monatsletzten bereits 15 Stunden 58 Minuten. Der Mond erleidet am 18. eine partielle Verfinsterung, die in Nordwesteuropa, Amerika und Ostasien sichtbar ist, während bei uns der Erdbegleiter kurz vor seinem Eintreten in den Kernschatten untergeht. Die Hauptlichtgestalten des Mondes fallen auf folgende Daten: Neumond am 3. um 5 Uhr 16 Minuten, Erstes Viertel am 11. um 10 Uhr 33 Minuten, Vollmond am 18. um 9 Uhr 10 Minuten und Letztes Viertel am 25. um 1 Uhr 4 Minuten.



Sieben Schwaben im Öltank.

Kaufleute pflegen genau zu rechnen. Das lohnt sich stets, wie sich kürzlich wieder einmal in Edmonton gezeigt hat. Da war ein riesiger Öltank auf die Reise gegangen. Die Gesellschaft, der er gehörte, wußte wohl, daß er die „Kleinigkeit" von 47 000 Pfund wog. Um so erstaunter war sie, als die Eisenbahnverwaltung die Beförderungsgebühr für 47 900 Pfund beanspruchte. Wo zum Teufel kamen die 900 Pfund her? Ein Angestellter der Gesellschaft mußte in den Tank kriechen, um die Fehlerquelle ausfindig zu machen. Und das war des Pudels Kern: Sieben Männer, Ritter der Landstraße, hockten in dem gewaltigen Gefäß. Es waren arme Schlucker, die Arbeit suchten. Das Reisegeld hatten sie nicht. Aber es geschah ihnen nichts. Sie bekamen vielmehr alles, was sie brauchten, nämlich — Arbeit. Von derselben Gesellschaft, auf deren Kosten sie gereist waren, wenn auch nur als Frachtgut.

*

Der Tempel des Schweigens.

In Chikago gibt es eine der eigenartigsten Kirchen der Welt. Niemals vernimmt man dort eine Stimme. Die Predigt vollzieht sich schweigend. Die Gläubigen singen keine Hymnen und die Gebete werden schweigend gesprochen. Es ist eine anglikanische Kirche, die Kirche „Aller Engel", die einzig und allein für den Gottesdienst von Taubstummen bestimmt ist. Diese eigenartige Gemeinde besteht schon seit 52 Jahren, aber in diesem Zeitraum hat sie sich oft und lange ohne Geistlichen behelfen müssen, denn Pfarrer für Taubstumme sind selten. Seit dem Jahre 1908 ist der Reverend George Flick dieser Gemeinde zugeteilt und bemüht, für das Seelenheil der Taubstummen zu sorgen. Mehr als 150 taubstumme Mitglieder versammeln sich jeden Sonntag in dem kleinen Tempel, in dem die beredten Hände des Predigers eine Botschaft verkünden, welche die Gläubigen mit Augen aufzunehmen imstande sind.

*

Die „Seelen-Klinik" der Millionäre.

In der zweiten Avenue in Newyork befindet sich ein großes Gebäude, das ein Jahrzehnt lang als Tanzpalast berühmt und berüchtigt war. Jetzt ist diese Vergnügungsstätte geschlossen und eine höchst seltsame Anstalt ist in die übel beleumundeten Räume eingezogen: Sie „Seelen-Klinik" des Dr. Edward S. Cowles. Diese Heilanstalt ist die modernste in ganz USA. Die Zahl der täglichen Patienten soll sich auf 3000 belaufen, denn Amerika ist das Land der Hysterie. Eine russische Fürstin, die die Schrecken des Bolschewismus erlebt hatte und deren Eltern vor ihren Augen ermordet wurden, konnte seitdem kein Messer sehen. Nach einer kurzen Behandlung in der Seelenklinik wurde sie als geheilt entlassen. Unter den Patienten der Klinik gibt es viele Angehörige der obersten Zehntausend. Ma nhat ausgerechnet, daß die Klinik jährlich mindestens 5 Millionen Dollar allein für die Behandlung von Mitgliedern der ersten Newyorker Gesellschaft einnimmt. Ein Millionär z. B. litt unter der Zwangsvorstellung, nie mehr einen neuen Anzug bestellen zu können. Er ging tagtäglich in ein und demselben Anzug, bis der ganz abgetragen war. Die Hosen wurden immer blanker, der Rock immer schäbiger. Auch konnte er keine abgebrannten Streichhölzer wegwerfen, sondern steckte sie in die Taschen. Durch die Behandlung in der Seelenklinik wurde der wie ein Bettler aussehende Millionär geheilt. Natürlich konnten sich auch die behandelnden Ärzte auf Grund des Honorars neue Anzüge bestellen.

Die Uhr der Königin.

Zu den eigenartigsten Zeitmessern, die jemals verfertigt worden sind, gehört eine Uhr, die sich früher im Besitz der Königin von Schottland befand. Dieses eigenartige Kunstwerk wies die Form eines Totenschädels auf, auf dessen Stirn ein Stundenglas und eine Sense zwischen einem Palast und einer Hütte eingraviert waren, als Hinweis darauf,d aß der Tod keinen Unterschied zwischen Arm und Reich macht. Auf dem Hinterkopf war eine Figur eingraviert, die Zeit darstellend, wie sie Zerstörung über die Erde bringt. Die obere Schädeldecke aber war mit einer Darstellung der Kreuzigung sowie von Eva und der Schlange im Paradies geziert. Die Königin hegte stets eine abergläubische Abneigung gegen diese Uhr und gab sie daher an ihre Hofdame Mary Seaton. Doch auch diese wollte dieses eigenartige Kunstwerk nicht behalten und gab es daher an Sir Thomas Dick Lauder weiter, in dessen Familie es dann verblieb.



Der vorsorgliche Einbrecher:



„So, nun hab' ich auf Frankfurt eingestellt, das ist ein ausgezeichnetes Programm. Ich glaube nicht, daß Sie sich langweilen werden."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.